

Quelle

Datum

9. März 1979

Krieg um Uganda

936016

„Ich, der Bezwingen des britischen Empire“

Idi Amin: Muß der Kraftprotz von Kampala jetzt selbst in die Knie gehen? / Von Josef Joffe

Die Ungander waren immer pünktlich. Jahrelang landeten auf dem englischen Flughafen Stansted Transportmaschinen der *Uganda Airlines* — zweimal in der Woche und immer wieder mit der gleichen Ladung: Kaffeebohnen. Auf dem Rückflug nahmen sie Kassettenrecorder, Parfüm und Whisky mit in die ausgeworte Heimat, die „Perle Afrikas“, wie sie Winston Churchill einst genannt hat. Es waren lebenswichtige Luxusgüter, denn mit diesen kleinen Geschenken erhielt sich Dr. Idi („Big Daddy“) Amin die Freundschaft der Obristen und Söldner, die seine Schreckensherrschaft acht Jahre lang abgesichert haben.

Britanniens kalte Rache

Anfang dieser Woche wurde die Kaffee-Luftbrücke auf Geheiß der britischen Regierung abgerissen — die kalte Rache für die unzähligen Erniedrigungen, die der ehemalige Oberfeldwebel der „King's African Rifles“ dem britischen Königreich zugefügt hat. Die Rechnung der Engländer: Wenn Amin seine treuesten Schergen nicht mehr bei Laune halten kann, fallen die letzten Bastionen seines umzingelten Regimes: Im Süden befinden sich tansanische Armeeeinheiten und ugandische Guerillatruppen auf dem Vormarsch; im Osten und Westen meutern die eigenen Truppen; im Inneren des Landes ist es den Rebellen gelungen, strategische Ziele wie das Elektrizitätswerk der Hauptstadt Kampala in die Luft zu sprengen.

Premierminister Callaghan konnte mit der Einstellung der Luftbrücke außerdem noch eine alte persönliche Rechnung begleichen. 1975 mußte der damalige Außenminister persönlich nach Kampala pilgern, um einen britischen Staatsbürger, der Idi Amin in einem Buch als „Dorf-tyrann“ titulierte hatte, vor dem Tode zu retten. Für diese Begegnung hatte sich Idi Amin eine besondere Protokoll-Feinheit ausgedacht: Er plazierte sich in eine Hütte mit niedrigem Einlaß, die der Abgesandte Albions nur auf Knien rutschend betreten konnte. Amin, Anfang fünfzig (genau weiß es niemand), bis 1962 ein Diener der Krone, hatte seine Drohung wahrgemacht: „Die Briten werden noch zu meinen Füßen kriechen.“

Nun scheint es, als müsse der frühere Schwergewichtsmeister und selbsternannte „Bezwin-
ger“

des britischen Empire“ selbst in die Knie gehen. Im vorigen Herbst hatte Amin zum probaten Mittel aller Diktatoren gegriffen, um innere Unruhen nach außen zu verlagern. Er brach einen Grenzkrieg mit seinem südlichen Nachbarn Tansania vom Zaun. Die erste Runde ging an den Feldmarschall. Es gelang ihm, etwa 1800 Quadratkilometer tansanischen Territoriums zu erobern. Doch schon zwei Wochen später mußte er sich dem Druck der aufgeschreckten afrikanischen Potentaten beugen und seine Beute wieder fahren lassen. Es war das erstemal, daß die Afrikaner gemeinsam Front gegen den Schreckensherrscher machten. Amin hat nämlich die einzige Sünde begangen, die in Afrika unverzeihlich ist: Er verstieß gegen den geheiligten Grundsatz der Unversehrbarkeit aller nachkolonialen Grenzen.

Amins tansanisches Abenteuer war schlimmer als eine Sünde; es war vielleicht der Fehler, der ihm das Genick brechen wird. Tansanias Präsident Julius Nyerere, laut Amin „ein Syphilitiker, der sein Volk verseucht“, sah nun endlich die goldene Gelegenheit, auf die er so lange gewartet hatte: „Dieser Tyrann hat acht Jahre lang versucht, uns einzuschüchtern. Bis heute besaßen wir keine Chance, ihn loszuwerden. Warum sollen wir nicht die Gelegenheit beim Schopf ergreifen und ihn stürzen?“ Feinde hat Idi Amin genug. Im Inneren hat sich längst die Guerilla gegen den Diktator formiert. Und in Tansania wartete Milton Obote, 1971 von Amin aus der Macht gepuscht, nur noch auf die Starterlaubnis seines Gönners Nyerere. Dessen Kalkül: Ugandas 20 000-Mann-Armee ist Amins einzige Lebensversicherung. Wenn es gelingt, diese Truppe an der Südgrenze zu binden, sie zu demoralisieren und an mehreren Fronten aufzusplintern, entsteht ein Machtvakuum, das der Opposition ein leichtes Spiel erlaubt.

Neue Variante der Grausamkeit

Denn ohne die Armee bricht auch das Terror-system zusammen, mit dem der „Große Papi“ sein Zwölf-Millionen-Volk bislang in Schach gehalten hat. Hauptstützen dieses Systems sind die „Abteilung für öffentliche Sicherheit“ und das „Staatliche Forschungsbüro“, eine Gruppe von professionellen Killern, die, wie Haitis *Tontons Macoutes*, schon von weitem an ihrer „Uniform“ — Sonnenbrille, Plattformschuhe und ausgestellte Hosen — zu erkennen sind. Nur: Gegenüber Amin nimmt sich Haitis verstorbener Blutherrscher „Papa Doc“ Duvalier geradezu wie ein

9. März 1979

17

Quelle
Heiliger aus. Die „Internationale Juristenkommission“ brauchte 90 Seiten, um die Verbrechen des Idi Amin („Ich handle auf Gottes Befehl“) zu katalogisieren. Die Zahl der Ermordeten wird vorsichtig auf 30 000 geschätzt; andere Quellen sprechen von einer halben Million.

Der Hitler-Bewunderer Amin („Ich war erstaunt, daß ich auf meiner Deutschlandreise nirgendwo sein Denkmal gesehen habe“) hat zwar keinen systematischen Völkermord betrieben, aber er hat das Repertoire der Gräulichkeit um Varianten bereichert, die ihn schon heute zur Legende gemacht haben. Um Zeit zu sparen, ließ Idi Amin im Jahre 1971, kurz nach seiner Machtübernahme, 32 gegnerische Stammesführer in einen Raum treiben und mit Dynamit in die Luft sprengen. Als einmal die Munition knapp war, mußten sich die Todeskandidaten in eine Reihe legen. Der erste erhielt den Befehl, seinem Nachbarn den Schädel mit einem 20 Pfund schweren Hammer einzuschlagen. Dann wurde der Hammer weitergereicht. Der letzte in der Reihe wurde von den Wärtern erschossen. Eine andere Hinrichtungsart bestand darin, den Delinquenten so lange mit seinem eigenen Fleisch zu füttern, bis er starb. Ugandas ehemaliger Gesundheitsminister Henry Kyemba will dabei gewesen sein, als Amin protzte: „Ich habe auch Menschenfleisch gegessen.“

Warum hat es so lange gedauert, bis sich ein afrikanischer Führer wie Nyerere aufraffen konnte, den ersten Stein gegen Idi Amin zu werfen — zumal in den vergangenen acht Jahren ein Dutzend Anschläge gegen den „Präsidenten

Datum
auf Lebenszeit“ inszeniert worden sind? Selbst nachdem Amin Anfang 1977 den anglikanischen Bischof von Uganda, Janani Luwum, sowie zwei Kabinettsmitglieder ermorden ließ und sich ein weltweiter Sturm der Entrüstung erhob, schwieg die „Organisation der afrikanischen Einheit“ (OAU), die freilich kein Blatt vor den Mund nimmt, wenn es gilt, Südafrika oder Rhodesien zu geißeln.

Die OAU ist gewiß kein Idi-Amin-Freundschaftsklub. Aber unter Amin's vielen auswärtigen Feinden gibt es niemanden, der einen Präzedenzfall für die Einnischung in die „inneren Angelegenheiten“ eines afrikanischen Staates schaffen möchte. Afrika ist der Balkan des späten 20. Jahrhunderts — ein Kontinent voller willkürlich gezogener Grenzen, die keine Nationen, sondern explosive Stammesgemenge beherbergen. Kein afrikanischer Potentat sitzt fest genug im Sattel, um die Hand gegen einen anderen zu erheben. Denn er selbst könnte das nächste Interventionsoffer sein. Kein Wunder, daß sich die OAU im vorigen Herbst noch nicht einmal dazu durchringen konnte, Ugandas Vorstoß nach Tansania öffentlich zu verdammen.

„Der klügste Staatsmann der Welt“

Idi Amin's Stehvermögen hat freilich noch einen tieferen Grund. Er mag ein Scheusal sein, der die moralische Position aller Afrikaner gegenüber Südafrika und Rhodesien untergräbt. Doch der Schlächter und Possenreißer ist zugleich auch ein afrikanischer Held; wie kein anderer verkörpert er den kämpferischen Nationalismus eines lang unterdrückten Kontinentes. Für die moderaten Regierungsoberhäupter mag Amin ein peinlicher Makel sein; für die Massen ist er ein charismatischer Führer, der den Weißen gezeigt hat, wer der neue Herr im Hause ist — wie 1975, als Amin auf einem diplomatischen Empfang in einer Sänfte erschien, die von vier britischen Geschäftsleuten getragen wurde. Dies war die „Bürde des weißen Mannes“; freilich nicht so, wie es Rudyard Kipling gemeint hat, als er den Kolonialismus zur Kulturmission erklärte. „Big Daddy“ Amin hatte recht, als er anschließend tönte: „Wenn die westliche Presse mich kritisiert, macht sie mich zum wahren Sohn Afrikas.“

Idi Amin ist nun „zum Flüchtling in seinem eigenen Land geworden“, triumphierte jüngst der Rebellenführer Milton Obote. Er hat seine Beute freilich noch nicht stellen können. Inzwischen sollen rund 1500 Palästinenser und 1000 eingeflogene libysche Truppen einen letzten Verteidigungsring um den gejagten Diktator errichtet haben. Ob es dem „klügsten Staatsmann der Welt“ — so Amin über Amin — gelingt, auch den dreizehnten Anschlag auf sein Leben abzuwehren?

936017

2

2 1